

Laibacher Zeitung.



Nr. 241. Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzl. fl. 11, halbj. fl. 5.50. Für die Zustellung ins Haus halbj. 50 kr. Mit der Post ganzl. fl. 15, halbj. fl. 7.50.

Donnerstag, 21. Oktober.

Insertionsgebühr: Für kleine Inserate bis zu 4 Zeilen 25 kr., größere pr. Zeile 6 kr.; bei öfteren Wiederholungen pr. Zeile 3 kr.

1875.

Amtlicher Theil.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat den Hofrath des obersten Gerichts- und Cassationshofes Alois Mages zum Mitgliede der judicellen Abtheilung der theoretischen Staatsprüfungscommission in Wien ernannt.

- Nr. 19. Die Kundmachung des Handelsministeriums vom 13ten September 1875 betreffend die Erhöhung des Fahrpreises für die vierte Wagenklasse auf der Erzherzog Albrechtbahn;
- Nr. 20. Die Kundmachung des Handelsministeriums, des Ministers des Innern und des Ministers der Finanzen vom 15. September 1875 betreffend die Eintheilung der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder in zehn Reichsaufsichtsbezirke;
- Nr. 21. Die Kundmachung des Finanzministeriums vom 21. September 1875 betreffend die Auflassung des k. k. Nebenzollesamtes und der damit vereinigten Hafen- und Seesantitäts-Agentie zu Kuciste unter gleichzeitiger Errichtung einer Hafen- und Seesantitäts-Expeditur in Kuciste und Uebertragung der Zollamtlichen Section des genannten Zollamtes an das k. k. Steueramt in Drebit.

(Wr. 314. Nr. 240 vom 19. Oktober.)

Nichtamtlicher Theil.

Journalstimmen vom Tage.

Die „Montags-Revue“ bespricht in ihrer neuesten Nummer den Besuch Sr. Majestät des deutschen Kaisers in Mailand. Nachdem das genannte Blatt die Motive auseinandergesetzt, welche Kaiser Wilhelm zu diesem Besuche veranlaßten, hebt es die politische Bedeutung der Reise hervor: „welche nun als eine neue Gewähr für das Streben betrachtet werden kann, die Beziehungen beider Staaten auf ihren heutigen Grundlagen zu erhalten und das lebendige Bewußtsein des Reiches dieser Beziehungen im deutschen wie im italienischen Volke zu kräftigen.“ Kaiser Wilhelm werde in Italien aber nicht nur als der Vertreter der deutschen Nation, sondern auch als der Teilnehmer an dem Bündnis der drei Großmächte, als der Repräsentant der Allianz Deutschlands mit Rußland und mit Oesterreich-

Ungarn gefeiert. „Wie Kaiser Franz Joseph, als er im Frühjahr nach Venedig zog, damit nicht nur der Neugestaltung des Verhältnisses Italiens zu Oesterreich, der Begründung eines herzlichen und loyalen Zusammengehens der beiden Staaten politischer Ausdruck gab, sondern in die Bedeutung dieser Reise zugleich die Stellung hineinbezog, welche Italien zu der neuen politischen Gruppierung Europa's eingenommen, so ist auch die gegenwärtige Monarchenbegegnung eine abermalige Bekräftigung des Anschlusses Italiens an die Zwecke und die Voraussetzungen des Drei-Kaiserbündnisses und eine Bestätigung der Thatsache, daß die Regierung Victor Emanuels in den großen europäischen Fragen gleiche Ziele verfolgt, von gleichen Gesinnungen befeuert ist. Die Erweiterung und Befestigung des europäischen Friedensbündnisses ist das erkennbare Ergebnis der Beziehungen Deutschlands zu Italien. Das ist das ernste und politisch bedeutsame Moment der freundschaftlichen Feste, welche jetzt die alte lombardische Hauptstadt erfüllen. Man weiß, mit welcher Gesinnung das italienische Volk das Wohlwollen seiner mächtigen Freunde aufgenommen und erwidert hat. Kein Gegensatz der nationalen und politischen Interessen trennt Italien mehr von den Völkern Oesterreichs und Deutschlands. Die Ziele ihrer politischen Entwicklung sind dieselben und in den Zielen ihrer geistigen Entwicklung vermögen sie jenen edlen Wettstreit der Civilisation und des Fortschrittes zu betheiligen, der wahre Kulturvölker einander näher bringt, nicht entfremdet.“

Die Triester Zeitung begrüßt den Besuch des deutschen Kaisers in Italien als eine weitere Bürgschaft für den Weltfrieden und bezeichnet diejenigen als thöricht, welche dem Ereignisse eine andere Deutung geben wollen.

Der Tetschen-Bodenbacher Anzeiger betont, daß eine sehr große Verantwortlichkeit der Volksvertretung harret, denn in ihren Händen liege die Zukunft der liberalen Partei und des Staates.

Der Czago steht in dem Heeresreductionsprojecte des Dr. Fischhof eine Utopie, deren socialistischer Charakter nicht zu verkennen sei. Die Anhänger der Entlohnung möchten sehr gerne die Kosten der Armee-Erhaltung zur Errichtung von Arbeiterwerkstätten oder zur Restaurierung der verunglückten finanziellen Unternehmungen verwenden.

Der wiener Correspondent des Blattes Djezzyna bemerkt, daß die Epoche der staatsrechtlich in Arbeiten im Reichsrathe abgeschlossen zu sein scheint und daß nunmehr eine legislative Epoche beginne, die für die Existenz Oesterreichs noch segensreicher sich gestalten dürfte, als die bisherige organisatorische Thätigkeit.

Der Dzienik polski polemisiert wieder gegen jene Journale, die unter „Verbreitung des österreichischen Patriotismus“ nur die Verbreitung der Ger-

manisation verstehen und die Deutschen in Oesterreich, welche nicht das Preußenthum bewundern wollen, des französischen „Zuwerthums“ verdächtigen.

Das Neue wiener Tagblatt wundert sich darüber, daß die Lenker der clericalen Bewegung in Tirol sich nicht schreuen, Klage über den Stillstand ihrer Angelegenheiten zu führen, da sie doch keinerlei Ursache dazu hätten. Das Blatt wittert hinter diesen Lamentationen lediglich einen Rauff, darauf berechnet, die ultramontane Partei zu besonderer Kraftanstrengung aufzureizen, damit es die österreichische der deutschen gleichthue. Weit eher treffe die liberale Partei der Vorwurf der Lässigkeit; denn eine geschlossene liberale Partei gebe es in Oesterreich eigentlich nicht. — Alles was geschieht, geschieht eben, weil sich im gewohnten Geleise bewegt; kein zündender Gedanke, kein Aufschwung, keine Begeisterung, und also auch keine Erfolge.

Die „Montags-Revue“ vernimmt, Sr. Maj. der Kaiser habe dem französischen Minister des Aeußern, Duc Decazes, das Großkreuz des St. Stefansordens verliehen und fügt hinzu, diese, sowie die Auszeichnung einer Reihe anderer französischer Würdenträger hänge wol mit dem letzten Aufenthalte der Kaiserin in Frankreich zusammen.

Die Morgenpost betrachtet es als feststehend, daß die Türkei dem Concurse entgegentrete und erörtert, was dann weiter geschehen soll. Die Verle der Erbschaft, das herrliche Gesteck selbst, für Oesterreich zu erringen, liege außerhalb aller Wahrscheinlichkeit, alles übrige jedoch sei des Erwerbens kaum werth. Anders verhalte es sich mit Rußland, welchem nationale Sympathien und anerzogene Achtung und Bewunderung russischer Größe Annexionen im Oriente leicht machen. Der „Concurs des Propheten“ könne — schließt das Blatt — ganz abgesehen von den finanziellen, in nächster Zeit sehr ernste politische Folgen für Oesterreich haben, über deren Bedeutung man sich hoffentlich auf dem Ballplage keiner Täuschung hingeben.

Die Politik empfiehlt den Gläubigern der Türkei, sich nicht mehr an diese, sondern an deren Erben zu wenden, denn, wenn sich anstelle der Türkei — wie das Blatt schon ganz positiv annimmt — neue Staatswesen bilden, welche für die türkische Staatsschuld einstehen, so seien die Gläubiger gewiß unendlich sicherer daran, als jetzt. Angesichts der Wiedereröffnung der Reichsrathes richten die deutsch-böhmischen Wochenblätter an die Abgeordneten einen Appell, die wirtschaftliche Reform durchzuführen.

Die Vorstadt-Zeitung plaidirt für eine Regelung des Crediten nach dem Grundsatz, daß die Menge der von der Bank ausgegebenen Geldzeichen durch die Bedürfnisse der Industrie und des Handels bestimmt werden müsse, welche allerdings ungeheuren Schwankun-

Feuilleton.

Der falsche Erbe.

Roman von Eduard Wagner.

(Fortsetzung.)

Brander nahm seinen Hut und Ueberzieher und verließ raschen Schrittes das Haus. Sir Harry aber war ans Fenster getreten und sah seinen vermeintlichen Fremden im Saal, wo er auch die Gestalt des Brander offenbar auf jenen wartete. Jetzt mußte der Baronet, daß das Billet eine Täuschung enthielt, jetzt sah er aber auch seine Bestätigung, daß der Mann, der ihn Vater nannte, ein ungeschuldiger Elia liebte, ein Geheimnis in ihm barg. Was aber, fragte er sich, konnte dies Geheimnis sein? Während diese Frage seine Gedanken beschäftigte, trat Brander den Park erreicht und stand gleich darauf dem Baronet gegenüber. Dieser begrüßte ihn mit einem lächelnden Lächeln und streckte ihm freundschaftlich die Hand entgegen. „Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie belästige,“ sagte er, „aber es war notwendig, mit Ihnen persönlich und zwar sogleich —“ „Was ist geschehen? Ist er — der Blödsinnige“ „Nein, Mylord, er ist ganz sicher!“ „Was wollen Sie denn hier?“

„Ich komme, um inbetreff des armen Signor mit Ihnen zu sprechen, Mylord.“

„Er — hat er seinen Verstand wieder?“

„Nein, Mylord, er ist noch ebenso blödsinnig, wie er war. Ihm kann nicht geholfen werden, wie Dr. Spezzo sagt.“

Brander athmete auf und fragte in ruhigem Tone:

„Wie haben Sie mich gefunden?“

„Das war nicht so leicht,“ antwortete Palestro mit listigem Lachen. „Ich kam heute Morgen in Gloucester an und fragte nach Sir Harlingoni; Niemand aber konnte mir Auskunft geben. Ich ging nach dem Postamt, aber auch dort kannte man weder Sie, noch John Burlington. Es blieb mir also nichts übrig, als zu warten, bis Sie kamen, um nach einem Brief von mir zu fragen. Sie kamen auch wirklich, und als Sie wieder gingen, folgte ich Ihnen, Ihrer Equipage nachlaufend bis an diesen Ort.“

„Und haben Sie den weiten Weg nach England nur gemacht, um mir zu sagen, daß der Blödsinnige gesund und sicher ist?“

„Es hat sich manches verändert in Italien, Signor“, sagte Palestro. „Der Mann meiner Verwandten — der Signora Vicini — ist todt; Teresa ist nach Cania zu ihren Verwandten gezogen und der junge Engländer — der Blödsinnige — hat Sicilien verlassen,“ fuhr Palestro fort. „Ich habe ein hübsches Mädchen geheiratet, die Besitzerin eines Gasthofes bei Neapel — des Gasthofes zum Besuv, vielleicht ist er und seine hübsche Besitzerin, Giuditta Carvelli, Ihnen bekannt. Diese ist eine Schwester des rothen Carvelli, des großen Räuberhauptmannes.“

„Was geht das mich an? Ich will von dem nichts hören!“

„Ich komme nun zu ihm. Er fand in Sicilien eine Freundin, eine junge Engländerin — ein Mädchen, so hübsch und liebenswürdig, daß man es anbeten möchte! Sie hat ein zartes Herz, und in voriger Woche entließ sie ihrem Vormund und nahm unsern verrückten Engländer mit, um nach England zu entfliehen. Sie verließ Sicilien in einem Boote mit ihren zwei Dienern und dem Blödsinnigen —“

Brander unterbrach Palestro mit einem Ausruf des Schreckens.

„Sie sind also auf dem Wege hieher?“ fragte er.

„Sie kamen nach Neapel,“ fuhr Palestro ruhig fort, „und lehrten im Gasthof zum Besuv ein. Am nächsten Morgen erzählte Giuditta der jungen Engländerin, daß sie von ihrem Vormund verfolgt werde, und veranlaßte sie, nach Termoli zu gehen, um auf der andern Eisenbahnlinie weiterzureisen. Auf dem Wege nach Termoli wurde sie von Räubern angefallen und gefangen genommen. Zehn Tage haben sie in der Felsenhöhle des rothen Carvelli geschlafen.“

Brander wischte den Schweiß von seiner Stirn.

„Dieser rothe Carvelli ist Ihr Schwager?“ fragte er.

„Ja, und er thut, was ich ihm heiße. Wenn ich ihm sage, er soll den verrückten Engländer gehen lassen, so thut er es, sage ich, er soll ihn aufhängen, so thut er es auch!“

In Branders Augen funkelte ein unheimliches Feuer und es war zu sehen, daß er sich mit Mordgedanken beschäftigte. Aber schon im nächsten Augenblicke schreckte er vor dem Gedanken an eine solche That zurück.

gen unterworfen seien. Das Blatt weist auf das Beispiel der Bank von Frankreich hin, welche in der Zeit seit 1848, die uns fünf große Krisen brachte, es verstand, den Credit und die Menge der Geldzeichen den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen und dadurch jede größere Krise hintanzuhalten. Auch die Siege, welche die französische Industrie im Auslande erfochten, seien nur durch Creditgewährungen möglich gewesen, die weit über die gewöhnliche Grenze hinausgehen.

Das Journal von St. Petersburg läßt sich über die bekannten Entschlüsse der Pforte in betreff der türkischen Staatsschuld und die dagegen eingeleiteten Schritte in folgender Stelle vernehmen: „Auch die in der besten Absicht und mit dem festesten Entschlusse unternommene Action wird nicht imstande sein, den großherrlichen Trade vom 6. Oktober rückgängig zu machen. Alles, was man hoffen darf, ist, daß die türkische Verwaltung die unumgängliche Nothwendigkeit erkennen werde, entschlossen die Bahnen zu verlassen, auf welchen sie bisher gewandelt, und den Rathschlägen der Mächte, welche ihr unaufhörlich die Klippen, denen sie zusteuerte, gezeigt haben, ein geneigteres Ohr und eine ernstere Aufmerksamkeit zu schenken. Den fremden Regierungen geben die Reclamationen ihrer Unterthanen jedenfalls ein Recht, wenn schon nicht die Pflicht, mit doppelter Sorgfalt die rasche, ernste und ausdauernde Durchführung der Reformen zu überwachen, deren Dringlichkeit der Sultan selbst anerkannt hat. Wenn der unbestreitbar gute Wille des Souverains in Konstantinopel heilsame Folgen haben, und selbst diejenigen, welche der Trade vom 6. Oktober in ihren augenblicklichen Interessen benachtheiligt hat, können eines Tages eine Entschädigung für ihre Opfer in den günstigen Rückwirkungen einer guten Finanzverwaltung auf die türkischen Werthpapiere finden.“

Das genannte Blatt reproducirt einen langen Artikel des „Golos“ über Serbien in welchem es heißt: „Wer immer jetzt an die Spitze der serbischen Regierung berufen werden mag, wir sind überzeugt, daß die künstlich erregten Leidenschaften sich befänstigen werden und daß das serbische Volk keinen Schritt thun wird, welcher seine Zukunft compromittieren könnte. Wir wissen wol, daß wir, indem wir den Serben rathen, ihre Kampfgefühle zu unterdrücken, gegen Anschauungen verstoßen, die in Belgrad und besonders unter der omladinistischen Partei stark verbreitet sind. . . Nach unserer Ansicht aber geben weder die innere Lage Serbiens, noch seine materiellen Mittel, noch die gegenwärtigen Europa's den Serben die geringste Hoffnung, auf den Trümmern der Türkei einen mächtigen, serbischen Staat zu gründen. Nur blinde Leidenschaften, welche die Einsicht verwirren, könnten Hoffnungen nähren, die heute unerfüllbar sind.“

Zur Action der Delegationen.

Die „Pol. Corr.“ wirft nachstehenden Rückblick auf die soeben abgelaufene Session der Delegationen: „Die diesjährige Session der Delegationen ist geschlossen worden, nachdem sie nicht volle vier Wochen gedauert, während welcher die österreichische Delegation eilt, die ungarische sechzehn Plenarsitzungen, die formellen Schlusssitzungen eingerechnet, abgehalten hatte. Die Delegierten sind mit der Zeit sehr haushälterisch umgegangen und haben in kürzerer Frist, als in früheren Sessionen, ihre Aufgabe bewältigt. Diese war in mehrfacher Beziehung schwieriger als sonst. Die Heeresverwaltung hatte sich in der zwingenden Nothwendigkeit be-

funden, um die Bedingungen für die Wehrkraft Oesterreich-Ungarns anderen Staaten gegenüber zu sichern mit einer ungewöhnlichen und hohen Forderung, nemlich für Neubeschaffung des gesammten Materials für die Feldartillerie, an die Delegationen heranzutreten. Die Delegierten dagegen waren durch die Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Reichshälften darauf angewiesen, die thunlichste Beschränkung der Staatsausgaben anzustreben. Die Mission, die öffentliche Wohlfahrt mit den Privatinteressen der Steuerträger in richtigen Einklang zu bringen, war mit unverkennbaren Schwierigkeiten verbunden. Man kann beiden Delegationen die Anerkennung nicht versagen, daß sie es verstanden haben, in dieser Collision von Pflichten den rechten Weg zu finden.

Aus Gründen, denen insbesondere der Präsident der ungarischen Delegation in der Schlussitzung ebenso beredete als patriotische Worte lieh, ist die Kanonenforderung ohne Schmälerung der Ziffer und ohne Aenderung der Modalitäten für die Beschaffung votirt worden. Auch inbezug auf die anderen Posten des Heeresetats haben sich im Ordinarium sowohl als im Extraordinarium scharfe und namhafte Gegensätze zwischen Armeeverwaltung und Delegation nicht ergeben. Den unabweislichen Bedürfnissen der Monarchie sind die Delegierten gerecht geworden ohne die pflichtgemäße Erwägung der Mittel, aus denen die Lasten bestritten werden müssen, zu vernachlässigen. In beiden Richtungen sind sie sehr wesentlich unterstützt worden durch die Einsicht der Heeresverwaltung, welche in Würdigung der Finanzlage aus eigener Initiative ihr Budget reducirt hatte, und durch die Bemühungen beider Landesregierungen, welche, wie aus einigen von dem Kriegsminister im Laufe der Sitzungen gemachten ausdrücklichen Erklärungen hervorgeht, ihren verfassungsmäßigen Einfluß auf die Feststellung des Voranschlags für die gemeinsamen Angelegenheiten im Sinne der Sparsamkeit geltend gemacht hatten. In diesem Punkte trafen daher die Bestrebungen der Regierung und der Volksvertretung harmonisch zusammen. Dieselbe Harmonie herrschte zwischen beiden Delegationen. Die Differenzen zwischen den ersten Beschlüssen derselben waren weder groß noch zahlreich und wurden im Wege der Ausgleichsrevision durchschnittlich rasch und ohne Mühe beseitigt.

Bei dieser Revision ging das Streben jeder einzelnen Delegation dahin, den Wünschen und Bedürfnissen der anderen Delegation, so weit dies die Rücksicht auf die Interessen des eigenen Landes gestattete, thunlichst Rechnung zu tragen. Das Rechtsmittel der beiden Theilen unerwünschten gemeinschaftlichen Abstimmung wurde vermieden; ein Mißklang, der zum Schluß bei einer einzigen nicht bedeutenden Post, dem Betrage von 83,000 fl. an Miethzinsersätzen für Militärlasernen in Siebenbürgen, sich einzustellen drohte, wurde durch einen vermittelnden Ausweg, welcher den Anschauungen keines Theiles präjudicirte, glücklich behoben. So gab es nach dem Abchlusse des parlamentarischen Kampfes — wenn von einem solchen die Rede sein kann — weder Sieger noch Besiegte.

Bei der Berathung des Budgets des Ministeriums des Aeußern erklärten mehrere Delegierte, daß sie auf die Publication des Rothbuchs, ungeachtet des posthumen und lüdenhaften Charakters derselben, Werth legen. Auch in dieser Beziehung besteht keine Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und Delegation, da Graf Andrássy erklärt hatte, daß es nicht seine Absicht sei, die Veröffentlichung eines Rothbuchs ganz einzustellen. Das Braunbuch ist von der Presse des In- und

Auslandes als eine schätzbare Verwerthung der von dem auswärtigen Amte auf dem Gebiete des internationalen Handels gemachten Erfahrungen begrüßt worden. Der erste Versuch, die Thätigkeit des Ministeriums des Aeußern in handelspolitischen Angelegenheiten zu beleuchten und deren Resultate den geschäftlichen Kreisen nutzbar zu machen, darf als gelungen bezeichnet werden. Es ist zu wünschen, daß die Geschäftswelt das reiche Material, welches ihr durch diese Publication geboten wird, entsprechend verwerthe.“

Zur Sachlage in Baiern

wird der „Pol. Corr.“ von wohlunterrichteter Seite geschrieben:

„München, 17. Oktober. König Ludwig verweilt noch zu Hohenschwangau, wohin er sich vor drei Tagen zur Feier des Geburtsfestes der Königin-Mutter begeben hat. Auf diesem romantischen Bergschlosse wird heute oder morgen die folgenschwere Entscheidung der gegenwärtigen Krisis erfolgen. Man deutet es als ein der liberalen Sache günstiges Vorzeichen, daß der König General von der Tann zu seiner persönlichen Begleitung und Gesellschaft mit nach Hohenschwangau befohlen hat. Ohne Zweifel will der König sich vom General von der Tann einen eingehenden Bericht über die jüngsten Vorgänge in der Abgeordnetenkammer erstatten lassen, wo man den genannten Herrn dieser Tage als regelmäßigen Zuhörer und aufmerksamen Beobachter sehen konnte. Heute früh hat sich auch der königliche Cabinetssecretär, Staatsrath v. Eisenhardt, nach Hohenschwangau begeben, nachdem vorherstern eine Minister-raths- und gestern eine Staatsrathsitzung abgehalten worden war. Die sämtlichen Minister haben sich für Angriffen der Patrioten in der Kammer gegenüber solidarisch erklärt und ihre Entlassung eingereicht. Die Fraction der Rechten soll unter der Hand erklärt haben: sie würde sich unter Umständen auch mit einem Opfer begnügen. Nur der Minister des Innern, als „Wahlkreisgeometer“, solle und müsse fallen und durch einen der ihrigen ersetzt werden (Bezirksamtmann Haude?). In gut unterrichteten Kreisen erzählt man sogar, der Abgeordnete Domcapitular Molitor (aus Speyer) habe privatim erklärt, der Rechten wäre auch ein Ministerium Stauffenberg unter Umständen genehm, d. h. wenn in einem solchen Ministerium einer oder der andere der ihrigen seinen Platz fände.

Dieser Plan ist nicht ohne Feinheit ausgearbeitet. Die Patrioten fürchten selbst ihren äußersten Fißel und dessen letzte Ziele in der deutschen Frage. Der gemäßigtere und besonnenere Theil dieser Partei wäre nicht abgeneigt, sich gegen Berlin durch eine dort genöthigte Persönlichkeit zu decken. Im Innern möchten sie durch umso freier mit einem oder zwei Ministern von ihren (Innere und Cultus) disponieren können. Ein solchen Projecte stehen freilich zwei Hindernisse entgegen. Herr Dr. Jörg und Freiherr von Stauffenberg. Die Verbitterung des erstern wird sich mit einer derartigen Combination nie auszuöhnen vermögen.

Nebenbei dürfte auch die Eifersucht auf Molitor eine Rolle spielen, welchen ja ein zu den Wahlen bezeichneter Specialcorrespondent des „Univers“ damals als Rivalen Jörgs bei der Führerschaftsfrage für die Lantagscampagne proclamirt hat. Und dann — ob Stauffenberg auf diese Art zu einem Portefeuille kommen möchte, ist doch zum mindesten auch noch eine offene Frage.

Wenn übrigens der König das jetzige Ministerium wie es geht und steht, beibehalten will — was am

Schlecht wie er war, konnte er doch nicht — wenigstens jetzt nicht — mit Ueberlegung den morden, der einst sein bester Freund war.

„Ist er in dem Versteck der Räuber sicher?“ fragte er.

„Sicherer als in Sicilien!“

„Wer ist das englische Mädchen, welches sich seiner annahm?“

„Signora Wilkins.“

„Und sie glauben, daß der Blödsinnige Jahre lang unentdeckt in der Höhle der Räuber leben könnte?“

„Es gibt für ihn keinen sichereren Platz!“

„Brander nickte zufrieden.“

„Gut,“ sagte er; „aber warum haben Sie mir das nicht geschrieben? Warum kamen Sie nach England?“

Palestro sann einen Augenblick nach, dann antwortete er:

„Ich will offen und ohne Umschweife zu Ihnen sprechen, Signor. Ich hatte anfangs die Idee gefaßt, daß Sie und der Blödsinnige Brüder wären. Ich dachte, Jener wäre der Aelteste und somit der Erbe, und daß Sie sich freuten, ihn aus dem Wege zu haben. Ich kam nach England, um zu sehen, ob meine Muthmaßungen zuträfen.“

„Nun?“ fragte Brander scharf, als Palestro einen Augenblick schwieg.

„Ich fand, daß ich im Irrthum war. Ich habe mit der Thorwärterin und dem alten Gärtner gesprochen und hörte, daß Mr. Guido Harrington keinen Bruder hatte, wol aber einen Reisegefährten, Namens Bran-

der, der in Sicilien verunglückte und nun dort als Blödsinniger lebt.“

„Das alles wußten Sie zuvor. Da Sie nun aber sehen, daß Ihre Theorien falsch waren, müssen Sie unverzüglich nach Italien zurückkehren und nach dem unglücklichen Brander sehen. Ich bin nicht gesonnen, Ihnen auch nur ein Pfund extra —“

„Einen Augenblick,“ unterbrach ihn Palestro in fast gebietendem Tone und richtete seine kleinen Augen fest auf Brander. „Der alte Gärtner sagt, daß „Master Guido“ sich gänzlich verändert hätte, daß er ein ganz anderer Mann sei. Von dem Augenblick an, als ich durch das Fenster im Hause Vicini's Sie beobachtete, wußte ich, daß ein schreckliches Geheimnis über Ihnen Weiden waltete. Und dieses Geheimnis habe ich jetzt entdeckt!“ rief er mit erhobener Stimme und mit drohender Gesterde. „Jener Blödsinnige in Neapel ist der wirkliche Guido Harrington, und Sie — falscher Freund — sind der Reisegefährte Ferdinand Brander!“

Erschreckt sprang Brander einen Schritt zurück. Der starre Blick seiner Augen, das Entsetzen in seinem Gesichte verriethen seine Schuld.

„Das ist nichtswürdig!“ stammelte er, kaum wissend, was er thun und was er sagen sollte.

„Sir Harry würde die Sache doch einer Erörterung werth erachten,“ versetzte Palestro mit der größten Ruhe.

Es folgte ein kurzes Schweigen. Brander sah sich entlarvt und der Gnade seines Gegners preisgegeben. Nach rascher Erwägung seiner Lage fragte er mit tiefer Stimme:

„Wie viel Geld gebrauchen Sie?“

Palestro überlegte.

„Eine unter den obwaltenden Umständen nur geringe Summe,“ sagte er dann. „Bedenken Sie, welche glänzenden Zukunft Sie entgegen gehen. Sie haben fürstliche Besitzungen, sowie eine hübsche und reichliche Braut in Aussicht, Sie werden eines Tages ein großer Mylord sein. In Anbetracht alles Dessen sind zwei Tausend Pfund, die Sie mir geben werden, nur eine Kleinigkeit. Für diese Summe jetzt und etwas mehr, wenn Sie Mylord geworden sind, verspreche ich bei allen Heiligen, über Ihr Geheimnis die größte Verschwiegenheit zu bewahren.“

„Warum verlangen Sie nicht die Kronjuwelen von mir?“ rief Brander unwillig. „Zwei Tausend Pfund! Unmöglich!“

„Sie müssen die Summe schaffen, einerlei wie. Ich werde morgen abends um 10 Uhr an dieser Stelle sein, um das Geld in Empfang zu nehmen. Sie aber Sie es nicht, so gehe ich zu Sir Harry. Um Sie aber vor Verrätherei zu warnen, will ich Ihnen noch zu bedenken geben, daß meine Frau Giuditto, im Fall mit etwas passiren sollte, zu Sir Harry gehen und ihm alles erzählen wird. Um zehn Uhr bin ich hier, um treffe ich Sie nicht, gehe ich um elf Uhr zu Sir Harry!“

Mit diesen Worten wandte er sich um und verschwand im dichteren Gebüsch des Parks, Brander seinen Gedanken überlassend.

„Zwei Tausend Pfund!“ rief dieser verzweifelt. „Ich kann nicht den zehnten Theil der Summe auf-treiben. Und wenn ich das Geld nicht schaffe, bin ich verloren! Was soll ich beginnen?“

(Fortsetzung folgt.)

